

GUDRUN MARIA MÜLLER

RACHE
IST
BLUTWURST

KRIMINALROMAN

RACHE IST BLUTWURST

von

Gudrun Maria Müller

1.

Michael war tot. Großonkel Michael, um genau zu sein, wenigstens von meiner Warte aus. Auf unschöne Art und Weise ist er von uns gegangen worden. Ich war von Anfang an skeptisch gewesen, was dieses Treffen betraf. Wenn der Patriarch neunzig Jahre alt wird, kann er das zum Anlass nehmen, die in alle Winde verstreute Familie an einen Tisch zu bringen. Kann, muss nicht.

Ausgerechnet Onkel Michael. Auf ihn hätte ich nun nicht getippt. Aber der Reihe nach. Geweckt wurde ich an diesem Morgen von einem herzerreißenden Schrei. Benommen schälte ich mich aus der Ritze des Doppelbettes, welches ich, Gott seis beklagt, allein beschlief. Der auf den Schrei folgende Donner katapultierte mich endgültig ins Hier und Jetzt. Was auch immer sich da draußen abspielte, ich sollte den Ereignissen nicht unbehobst gegenüber-treten. Jemand malträtierte meine Zimmertür.

„David, bist du da?“

Nein, ich bin in Venedig.

Die Türklinke bewegte sich in Richtung Boden und meine Cousine Lea kam hereingerauscht. Ein Blick von ihr genügte. Hastig zog ich den Reißverschluss meiner Hose hoch.

„Wie siehst du denn aus?“

„Dir ebenfalls einen wunderschönen guten Morgen.“

Lea und ich verstanden uns gut. Wir waren beide mit Eltern geplagt, die glaubten, die deutsche Vergangenheit vergessen zu machen, indem sie ihren Kindern jüdische Namen anhafteten.

„Onkel Michael ist tot.“

Ich rettete mich auf den einsam an einem Schreibtisch lehrenden Stuhl und zeigte auf das zerwühlte Bett.

„Hast du verstanden?“

Ich beharrte mit dem Finger darauf, sie solle sich setzen. Sie kam den Ausläufern eines Tiefdruckgebietes gleich herangerollt.

„Onkel Michael ist tot, Herrgott noch mal.“

Ich brachte mich wieder auf Augenhöhe mit Lea und warf mich in Pose: „Herzstillstand, nehme ich an.“ Schließlich hatte ich drei Semester Medizin studiert, bevor ich zur Soziologie schwenkte. „In dem Alter nicht ungewöhnlich, schließlich hat er vor drei Jahren einen Bypass gelegt bekommen ...“

„Unsinn!“, wurde ich barsch unterbrochen. Ohne weitere Erklärung zog Lea mich hinter sich her.

Ein Blick in Michaels Zimmer genügte, um die Herzstillstandstheorie nicht ohne Bedauern fallen zu lassen. Rot dominierte. Rot wie Blut. Meine mühsam wiederhergestellte Contenance geriet ins Wanken.

„Reiß dich zusammen“, pflaumte Lea mich an.

Ich riss mich zusammen.

Onkel Michael schenkte uns zum Abschied kein Lächeln. Seine Augen waren vor Schreck weit aufgerissen, die Hände in der Bettdecke verhakt. In seiner Brust steckte ein Messer, das, ging man von der Größe des Schaftes aus, gut und gerne auf die Großwildjagd mitgenommen werden konnte. Dramaturgisch war an der Szene nichts auszusetzen.

In den durchdringenden, metallenen Blutgeruch mischte sich ein weiterer strenger Duft. Ich drehte mich vollends zu meinem toten Großonkel und bemerkte den gelblichen Fleck, der das Rot verwässerte. Während ich im Schweinsgalopp den Raum nach einem Gefäß durchforstete, welches geeignet wäre, mein sich nach oben verabschiedendes Abendessen zu fassen, bemerkte ich Tante Margareta, die sich, etwas ungeschickt, wie ich fand, in lautem Wehklagen übte.

Ich schluckte das Hühnchenfrikassee hinunter (das Abendessen war vornehmlich kleingeschnitten und püriert gewesen) und machte einen unbeholfenen Schritt in Margaretas Richtung.

„Es tut mir so leid“, hob ich an.

Margareta blickte verwirrt.

„Sie steht unter Schock“, klärte Lea mich auf. Meine Cousine bestach mal wieder durch ihr außergewöhnliches Einfühlungsvermögen.

Raschelnde Alditüten unterbrachen uns. Die Gerichtsmediziner betraten den Tatort und seufzten angesichts der Menschenmenge, die diesen bereits zertrampelt hatte. Jetzt erst wurde ich gewahr, dass sich noch jemand im Raum aufhielt. Das Zimmermädchen, mit ebenfalls vor Schreck geweiteten, eindeutig lebendigen Augen, stand mit zitternden Händen in der Ecke und gab keinen Mucks von sich. Ich erinnerte mich an das Geräusch zu Bruch gehenden Geschirrs und fand bei ihr die Antwort. Offensichtlich beauftragt, mit einem Tässchen Tee die Lebensgeister des Jubilars zu wecken, eine Angewohnheit,

die er seit seiner Zeit als Besatzungssoldat auf der Insel Jersey pflegte, hatte sie heute Morgen wohl den Toten gefunden und erst einmal das Tablett fallen lassen.

Lea fasste Margareta am Arm. Ihr Zimmer lag nebenan. Nicht einmal eine Verbindungstür gab es. Verheiratet zu sein bedeutet nicht zwangsläufig, in einem Raum zu nächtigen, auch wenn ich dieser romantischen Vorstellung nachhing. Michael und Margareta schliefen seit Jahrzehnten in getrennten Betten, offiziell der Schnarchgeräusche wegen.

„Du sagst den anderen Bescheid“, vergaß Lea nicht mich anzuweisen, bevor die beiden verschwanden.

Einmal mehr nahm ich mir vor, mit meiner Cousine ein ernstes Wort zu wechseln, wenn sich denn die Gelegenheit ergab, auf die ich seit dreißig Jahren wartete. Meine Zeit würde kommen. Bis dahin machte ich mich auf, den Rest der Anwesenden vom traurigen Tod unseres allseits geschätzten Onkels / Großonkels / angeheirateten Onkels / Patenonkels / Cousins Michael in Kenntnis zu setzen.

2.

Das Sippentreffen fand im Bildungszentrum der örtlichen Sparkasse statt. Seit meiner Ankunft am gestrigen Nachmittag trug ich mich mit dem Gedanken, mein Kreditinstitut zu wechseln. Wovon leistete sich die örtliche Sparkasse ein solches Anwesen? Eben! Außerdem wollte ich nicht weiterhin Werner (alias Freddie) mitfinanzieren, seines Zeichens Leiter der Kreditabteilung und der, der die Fäden zieht. Mich hatte er damals abblitzen lassen, als ich hier meine Verlobung feiern wollte.

„Nein weißt du, das Haus ist den Mai über komplett ausgebucht, da kann selbst ich nichts machen. – Nein, auch der Juni ist dicht. Probiers doch im September.“ Im September war Julia längst über alle Berge und ich um eine unerwünschte Erfahrung reicher.

Jedenfalls liegt dieses Bildungszentrum mitten im Wald und bietet den idealen Treffpunkt für eine Familie, in der es Menschen gibt, die nicht mehr miteinander reden, weil sie den durchgesessenen Fünfzigerjahre-Cocktailsessel und den alten, holzwurmzerfressenen Küchenschrank – das Höchste an zu vererbender Masse – weil sie eben diesen Sessel und diesen Schrank doch nicht abgegriffen haben.

Wäre Onkel Michael der allseits umschwärmte Erbonkel mit dickem Bankkonto gewesen, hätte ein Blick ins Testament genügt und voilà, da haben wir den Mörder. In Wirklichkeit besaß Michael nicht den Schmutz unter seinen Fingernägeln. Margareta war diejenige mit dem Geld; wenn auch keine Millionärin, sicherte sie ihnen beiden einen angenehmen Lebensabend und sich selbst einen Ehemann an der kurzen Leine.

Ich stand vor der Tür zu Johannes Zimmer. Meine Patentante Johanna, die Reinkarnation von Jeanne Antoinette Poisson, besser bekannt als Madame de Pompadour. Ich klopfte, sie öffnete. Heute Morgen war sie einfach nur Johanna, Mutter von Lea, Frau von niemandem (Skandal, Skandal!), Schwester meines verstorbenen Vaters, vom Leben benachteiligt, zu kurz gekommen, das ganze Elend mit einem geblühten Stirnband zusammengehalten.

„Guten Morgen.“

Verquollene Augen starrten mich an. „Was willst du?“

Unsere Familie zeichnete sich unter anderem durch eine knappe, effiziente Kommunikation aus.

„Kann ich reinkommen?“

„Muss das sein, ich bin bei der Morgentoilette.“ Ein Hauch Mätresse umwehte mich. Bitte schön, sie wollte es nicht anders.

„Michael ist tot.“

Johanna war nicht die geeignete Person, um aus der Ruhe gebracht zu werden. „Welcher Michael?“ Sie schien gestern Abend noch tiefer ins Glas geschaut zu haben als ich.

„Michael, dein Onkel, der Bruder deines Vaters, Gott hab ihn selig, der Gastgeber dieses Wochenendes. Im Übrigen der Einzige, der in unserer Familie Michael heißt“, fügte ich boshaft hinzu.

Zu spät merkte ich die Falle, die ich gelegt und in die ich nun selbst hineintappen würde. Michael war tot und stahl so Johanna die Schau. Schließlich war sie diejenige, die nur Zentimeter vom Totenbett trennten. Migräneanfälle waren die Spitze des Eisbergs, der sich im letzten Quartal aus Arteriosklerose, Conjunctivitis, Hypertonie, Neuritis, Otitis media, Paradontose, Pyelitis, Rhinitis, Tendovaginitis, Uleus duodeni und Varizen zusammensetzte. Ihr Hausarzt, ein von mir empfohlener ehemaliger Kommilitone, hatte als Neuling einen dünnen Patientenstamm und daher eine Menge Spielraum beim Diagnostizieren. So war dank meines genialen Schachzuges beiden geholfen.

Bevor ich nun meine Tante über die Art und Weise, wie Michael über den Jordan gegangen worden war, informieren konnte, fiel sie in meine Arme und riss mich zu Boden. (Erwähnte ich ihre Neigung zu Adipositas?) Zum zweiten Mal an diesem Morgen, der nicht der meine zu werden versprach, rappelte ich mich mühsam auf, um feststellen zu müssen, dass Johanna mir voraus und zurück in ihrem Bett weitaus geübter als Margareta wehklagte. Allerdings nicht über den Tod Michaels.

„Mein Kopf“, kam es gequält aus ihrem Mund. „Ruf sofort deinen Freund Dieter an, er ist der Einzige, der mir helfen kann.“ Theatralisch ließ sie ihr Schnupftuch zu Boden fallen. Wen glaubte sie vor sich zu haben? Ludwig XV.? Ich würde dieses verrotzte Etwas nicht aufheben und die Weltgeschichte würde sich an dem Punkt nicht ändern.

„Tante Johanna, ich glaube nicht, dass Dieter ...“ Erschrocken klappte ich meinen Mund wieder zu. Was, wenn ich mich gerade mit der Mörderin unterhielt? Bei nüchterner Betrachtungsweise konnte es an diesem abgelegenen

Ort nur einer aus unserer Mitte gewesen sein. Dass ich es nicht war, glaubte ich zu wissen.

„Herrgott noch mal, steh nicht so dämlich in der Gegend herum, sondern bewege deinen Hintern endlich zum Telefon und schaff den Doktor bei. Oder willst du vielleicht, dass ich auch noch sterbe? Und nenn mich nicht Tante!“ Johanna saß aufrecht im Bett und blitzte mich an. So wie ich jetzt musste sich Ludwig gefühlt haben, wenn er des Nachts versagte.

Wer von uns brachte Michael um? Wer hasste ihn so sehr, dass er ihm ein Messer zwischen die Rippen stieß? Eine neue Welle der Übelkeit schwappte über mir zusammen und ich war versucht, mich neben Johanna aufs Laken sinken zu lassen. Mein Überlebenswille siegte. „Keine Zeit“, rief ich und stolperte hinaus.

Ich entschied, dass es Zeit für einen Kaffee war. Im Speisesaal war – auf abgedeckten Platten – das Frühstücksbüfett aufgebaut, welches die Gesellschaft ab zehn Uhr zu sich nehmen konnte. Versteckt in einer Ecke saß Elisabeth.

„Guten Morgen“, murmelte sie, in der einen Hand einen Becher mit dampfendem Kaffee, in der anderen Hand eine Zigarette, die sie verschämt unter den Tisch hielt. „Entzug.“

„Sie schickt der Himmel“, antwortete ich. „Wo gibt es dieses köstlichste aller Getränke am frühen Morgen?“

Sie wies mit dem Kopf an die Wand, an der ein Automat hing. „Der Kaffee ist gut, frisch aufgebrüht“, ermunterte sie mich.

„Hauptsache Koffein“, erwiderte ich und studierte eifrigst den Apparat. ‚Cappuccino mit Zucker‘ hörte sich gut an. Ich drückte den entsprechenden Knopf und beobachtete, wie der Plastikbecher in die vorgesehene Halterung fiel. In der ganzen Aufregung hatte ich Elisabeth vergessen. Das einzige Nicht-Familienmitglied an diesem Wochenende. Seit einem dreiviertel Jahr Mädchen für alles bei Margareta und Michael, die langsam in das Alter kamen, wo sie nicht mehr nur eine Einkaufshilfe brauchten. Dank Margareta konnten sich die beiden diesen bescheidenen Luxus erlauben. Ich glaubte nicht, dass sie Elisabeth adäquat bezahlten, aber sie schien sich dort wohlfühlen. Vor allem mit Michael verstand sie sich gut. Ich sollte ihr wohl sagen, was mit ihrem Brötchengeber passiert war.

Ich zog den Becher unter dem Automaten hervor und verschüttete einen Großteil des heißen Milchschaums über meine Hand. Fluchend stellte ich den halb getrunkenen Kaffee auf den Tisch und zog einen Stuhl heran.

„Darf ich?“

Elisabeth nickte.

Bis gestern Abend war Elisabeth für mich ein unbeschriebenes Blatt gewesen. Ich hatte sie ein-, zweimal gesehen, das wars. Dann der gestrige Auftritt in diesem blutroten Taftkleid, dessen Ausschnitt bis zum glitzernden Nabel reichte. Ab dem zweiten Gang wusste ich es einzurichten, neben ihr zu sitzen.

„Wir waren übrigens beim ‚Du‘ angelangt“, lächelte sie.

„Oh, na denn.“ Ich prostete ihr mit dem Kaffeebecher zu und versank in Schweigen. Nicht, dass ich bis dato viel gesagt hätte. Schon gar nichts Essentielles.

„Gut geschlafen?“, fragte sie.

„Michael ist tot.“ Zum dritten Mal an diesem Morgen kamen die Worte aus meinem Mund, ohne dass ich eine Kontrolle darüber hatte.

Sie stieß einen spitzen Schrei aus und hob die Hand, die den Kaffeebecher hielt, ruckartig hoch, so dass ein Gutteil des Gebräus herausschwappte. Einen Augenblick war es völlig still. Sie lachte als Erste, während ich noch versuchte, den Kaffee daran zu hindern, von der Tischplatte auf den Boden zu tropfen. Ihre Hand legte sich über meine und ich ließ laufen.

3.

Blut ist dicker als Wasser, heißt es. Dennoch verspürte ich ein bestenfalls mittelmäßiges Bedauern anlässlich des plötzlichen Ablebens von Michael. Geboren wurde er am 11. September 1914, aber er musste siebenundachtzig Jahre warten, bis die Weltöffentlichkeit dieses Datum zur Kenntnis nahm. Für ihn bedeutete das im Klartext: Geburtstagstorte ohne Kerzen, Schnittchen statt Schnitzel, unaufmerksame Gäste, die auf den Bildschirm des alten Fernsehers starrten, um zum x-ten Mal die in sich zusammenfallenden Türme (statt seiner) zu bewundern – alles in allem kein großer Tag für Michael.

„Drei Bier, drei Hack!“, das ist die erste Erinnerung, die ich an ihn habe. Mehr konnte er nicht bestellen, wenn er, wie jeden Freitagabend, geschlagene 59 Jahre lang, mit seinen Skatkumpanen im ‚Kurzen Eck‘ saß. Ihm fehlten seit Kindheitstagen Ring- und Mittelfinger der linken Hand, verloren bei dem Versuch, mittels einer nicht gezündeten Handgranate aus dem Ersten Weltkrieg die heimische Küche mit selbstgefangenem Fisch aus der Dorfkloake zu bereichern. Die Blutung wurde vom ortsansässigen Tierarzt gestoppt, auf eine großangelegte Suchaktion nach den Fingern verzichtet und als sich die Aufregung allerorten gelegt hatte, wurde der Fisch gebraten und verspeist. Im letzten Jahr zog die Polizei seinen Führerschein ein, nachdem er den Peugeot seiner Frau mit 1,8 Promille gegen die Friedhofsmauer gesetzt hatte. Das war Onkel Michael. Schwer zu glauben, dass ihm jemand den Tod wünschte.

Wie nicht anders zu erwarten, füllte sich der Frühstücksraum nach und nach. Ich nehme an, Johanna hatte den Hauptteil der Nachrichtenübermittlung übernommen. Ich ließ Elisabeths Hand los, gerade rechtzeitig. Meine Mutter stürmte auf uns zu. „Hast du gehört, was passiert ist?“, stieß sie in der Tonlage derer aus, die von allem und jedem betroffen sind. Ihre Augen sprühten vor Energie. Wahrscheinlich sah sie sich als Miss Marple den Fall von hinten aufrollen. Die Figur dazu hatte sie.

„Beruhige dich“, sagte ich; sie schob bereits einen Stuhl zwischen mich und Elisabeth, die sie geflissentlich übersah, und kaperte meinen Kaffeebecher. Enttäuscht stellte sie fest, dass dieser leer war.

„Michael ist tot“, brach es aus ihr heraus und ich begann zu ahnen, dass dieser Satz mich den Rest meines Lebens verfolgen würde.

Neben mir scharfte Lea mit den Füßen. „David, du solltest ...“ Sie befand mich nicht würdig genug, den Satz zu beenden und machte auf dem Absatz kehrt, um sich alsbald vor der versammelten Gemeinde auf einen Stuhl zu stellen, nicht ohne vorher ihre Pumps abzustreifen, und von oben herab zu verkünden: „Ich habe die traurige Aufgabe, euch mitzuteilen, dass Michael diese Nacht verstorben ist.“ Sie machte eine Pause und genoss die ungeteilte Aufmerksamkeit der Anwesenden. Bis auf eine Ausnahme. Meine Mutter zupfte, nein riss an meinem Hemdsärmel. „Sitz hier nicht rum, tu was.“

„Was, um alles in der Welt, soll ich deiner Meinung nach tun?“

„Du lässt ihr die ganze Show!“

„Mutter, das ist keine Show, das ist ...“ Ein Blick an meiner Mutter vorbei auf Elisabeth ließ mich grinsen.

„... muss ich euch daher bitten, Ruhe zu bewahren. In wenigen Minuten wird ein Beamter des Morddezernats mit den Vernehmungen beginnen. Wie wir alle wissen“, hier machte sie eine Pause und lächelte aus nicht nachvollziehbaren Gründen, „ist das eine reine Routinemaßnahme, wir gelten schließlich als Zeugen, auch wenn wir geschlafen haben. Ich habe Herrn Hofmeyer, das ist der Name des Beamten, vorgeschlagen, alphabetisch vorzugehen, so können diejenigen, die im Alphabet weiter hinten auftauchen, in Ruhe einen Kaffee zu sich nehmen.“

Statt des erwarteten Applauses hob das Stimmengewirr erneut an. Eine Familienfeier, das sagt bereits der Name, ist ein Fest, an dem sich die Familie trifft, die vornehmlich einen Familiennamen trägt, in unserem Fall Müller. Die alphabetische Aufrufung der Zeugen schien nachgerade das Dümme, was man sich einfallen lassen konnte. Das Lea nicht die Hellste war, wusste ich, aber auch Herr Hofmeyer, seines Zeichens Beamter im Morddezernat und gerade die Tür hereinkommend, schien nicht unbedingt mit Weisheit geschlagen.

„Meine Herrschaften“, tönte er dank seiner Masse durch den Raum. „Wie Sie inzwischen alle vernommen haben, ist Ihr lieber Herr ...“

Gesangverein, ergänzte ich lautlos. Hilfesuchend wandte ich mich an Elisabeth. Wo war Elisabeth? Ich schaute rechts an meiner Mutter vorbei, ich schaute links an meiner Mutter vorbei. Die saß wie eine Drohne auf ihrem

Stuhl, den sie, ähnlich dem Kollegen Hofmeyer, mit ihrem Volumen mehr als ausfüllte.

„Was machst du denn da? Halt mal still.“ Kurzzeitig war ich wieder der kleine Junge, der partout den Rosenkohl nicht essen wollte, was ihm natürlich nicht durchging.

„Ich suche Elisabeth. Hast du gesehen, wo sie hingegangen ist?“

„Wen?“

„Vergiss es.“ Ich stand auf und bewegte mich in Richtung Tür, als mich die donnernde Stimme des Herrn Hofmeyer zur Salzsäule erstarren ließ, ohne dass ich einen Blick zurückgeworfen hätte.

„Sie da.“

Ich hasse es, wenn man mich mit „Sie da“ anspricht.

„Niemand verlässt den Raum ohne meine ausdrückliche Erlaubnis.“

„Erlauben Sie, dass ich mich auf die Toilette begeben?“

„Später. Wie ich die Sache sehe, sind Sie der Erste auf meiner Liste. Folgen Sie mir.“

Ich hatte den Beamten des Morddezernates unterschätzt.